

„Spracherinnerungen“

Johann Peter Hebels *Zundelfrieder*-Geschichten als Modell- und Sonderfall aufklärerischen Erzählens

Welche Bedeutung die Verfechter einer auf breitere Schichten der Bevölkerung zielenden Aufklärung dem Volkskalender beimaßen, zeigen frühe Versuche, das Medium für deren Anliegen zu instrumentalisieren. Statt astrologischer Spekulationen müßten die „Calender“ ihrem Publikum Inhalte bieten, die zur Förderung von „Policey und Wirthschaft“ tauglich seien und die Leserschaft vor „Schaden, Nachtheil, Irrthum, Aberglauben, Thorheit und Bosheit“ schützten, heißt es in einer gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts anonym erschienenen programmatischen Schrift.¹ Wenn im gleichen Kontext die einen festen Bestandteil des praktischen Teils bildenden „alten Saalbadereyen und Fratzten der Planeten-Leserey und Geburts=Zeichen der Knäbigen und Mägdchen“ scharf verurteilt werden, verweist dies auf das Dilemma, in dem sich diejenigen Aufklärer befanden, die im Volkskalender ein geeignetes Instrument für die Bildung insbesondere der ländlichen Bevölkerung sahen. Als äußerst beliebter Lesestoff waren Kalender verbreitet wie kaum ein anderes Druckerzeugnis und bildeten nicht selten die neben Bibel und kirchlichem Gesangbuch einzige Lektüre der nur unzulänglich alphabetisierten Schichten außerhalb der urbanen Zentren. Gerade das jedoch, was ihre Popularität ausmachte, galt den Exponenten volksaufklärerischer Bestrebungen als bekämpfungswürdig, stand in Widerspruch zu deren Programm einer Erziehung zu vernünftigem Denken und Handeln. Ansätze zur Vermittlung nützlichen Wissens sind zwar auch im voraufklärerischen Kalender nachweisbar, der Erfolg der zahlreich erscheinenden *Bawren-Calender*, *Historien-Calender* oder *Hinkenden Boten* basierte jedoch nicht nur auf den darin enthaltenen ökonomischen Instruktionen, sondern auch und vor allem auf den in den kalenderpraktischen Teil integrierten volksmedizinischen und astrologischen Hinweisen sowie den den Erzählteil dominierenden Schwänken, Wunder- und Mordgeschichten.² Der von mit der Neukonzeptualisierung volkstümlicher Kalender befaßten Aufklärern postulierte Verzicht auf von den Käufern geschätzte Rubriken wie Aderlaßmännlein oder Prognostik,

¹ Zit. nach Böning/Siegert: *Volksaufklärung*, S. XL. Zum Verhältnis von Volksaufklärung und Kalender vgl. auch Rohner: *Kalendergeschichte*, S. 43–48 sowie Voit: *Kalenderwesen*, S. 11ff.

² Zum inhaltlichen Konzept voraufklärerischer Kalender vgl. Rohner: *Kalendergeschichte*, S. 69–118 und Knopf: *Kalendergeschichte*, S. 31–103.

die Skepsis hinsichtlich der Darstellung von Prodigien oder Verbrechen im Kalender entsprachen durchaus den Maximen volksaufklärerischer Didaxe; die Vernachlässigung der Interessen und Erwartungen der Adressaten gefährdete allerdings die Popularität des Mediums in erheblichem Maße. Daß der in volksaufklärerischem Sinne gestaltete Vorläufer von Johann Peter Hebels *Rheinländischem Hausfreund*, der *Curfürstlich badische gnädigst privilegierte Landcalender für die badische Marggrafschaft lutherischen Antheils*, der Bevölkerung durch Hatschiere aufgezwungen werden mußte, erscheint unter diesen Prämissen wenig überraschend.³

Es ist die hier beschriebene scheinbare Aporie eines zugleich vernünftigen und populären Kalenders, die den Ausgangspunkt von Hebels theoretischer Auseinandersetzung mit einem Medium, durch das er sich einen – nicht unproblematischen⁴ – Ruhm erworben hat, bildet. Als Mitglied der fünfköpfigen Kalenderkommission, die für die Gestaltung und Herausgabe des *Curfürstlich badischen Landcalenders* verantwortlich war, verfaßt er 1806 zuhanden des Konsistoriums ein *Unabgefordertes Gutachten über eine vortheilhaftere Einrichtung des Calenders*, dem er kurz darauf das Schreiben *Meine weitem Gedanken über eine vortheilhaftere Einrichtung des Calenders* folgen läßt.⁵ In der mangelnden Berücksichtigung der Publikumsbedürfnisse erkennt Hebel die Hauptursache für den Mißerfolg des *Curfürstlich badischen Landcalenders*. Folgerichtig empfiehlt er, „dahin zu arbeiten, dass der Calender durch Annäherung in Inhalt, Ton und äusserer Gestalt an die Wünsche und den Geschmack des Volkes in höheren Credit komme.“⁶ Mit Blick auf dessen populärere Konkurrenten schlägt er eine Reihe von Maßnahmen vor und scheut sich nicht, für die Wiedereinführung des Aderlaßmännleins sowie der „astrologischen Praktika“ zu plädieren und den *Basler hinkenden Boten* mit seiner Mischung aus „politische[n] Begebenheiten des vorigen Jahres, Mord- und Diebsgeschichten, verunglückten Schatzgräber[n] und Gespensterspuck, Feuersbrünste[n], Naturerscheinungen, edle[n] Handlungen, und witzige[n] Einfälle[n]“ zur Nachahmung zu empfehlen.⁷ Zu welchen Irritationen Hebels erstes Gutachten geführt hat, läßt der apologetische Gestus von Hebels zweitem programmatischem Entwurf vermuten. Bezüglich seines Vergleichs mit dem *Basler hinkenden Boten* präzisiert er nun, er habe diesen nicht „als das Muster eines guten Calenders, sondern als einen sehr beliebten Calender“ beschrieben, „werth um von ihm zu lernen, was man dem Volk, nicht aber wie man es ihm geben müsse.“⁸ Damit ist das entscheidende Anliegen Hebels benannt. Es geht ihm nicht darum, den Kalender

³ Vgl. Rohner: *Kalendergeschichte*, S. 179.

⁴ Zwischen Verharmlosung und emphatischer Verherrlichung schwankt die frühe Rezeption Hebels. Den literarischen Rang des Verfassers des *Rheinländischen Hausfreunds* haben schon Walter Benjamin und Ernst Bloch betont, wissenschaftlich ernstzunehmende Würdigungen von Hebels singulärem Werk sind allerdings erst in jüngerer Zeit erschienen. Zur Rezeptionsgeschichte vgl. die Textsammlung von Kawa: *Zu Johann Peter Hebel* sowie Driehorst: *Erzähltechnik*, S. 3–10.

⁵ Die beiden Gutachten sind abgedruckt in Rohner: *Kommentarband*, S. 75–83. Zu Hebels Kalendergutachten vgl. Rohner: *Kalendergeschichte*, S. 179–195 sowie Kully: *Theoretiker*, S. 166–175.

⁶ Rohner: *Kommentarband*, S. 76.

⁷ Rohner: *Kommentarband*, S. 78.

⁸ Rohner: *Kommentarband*, S. 82.

von all denjenigen Elementen zu reinigen, die aufklärerischer Rationalität zuwiderlaufen, sondern die für die Beliebtheit des Volkskalenders konstitutiven Bestandteile in aufklärerischem Sinne zu modifizieren und damit nutzbar zu machen. Die aus volksaufklärerischer Sicht problematischen, weil primär der ‚delectatio‘ dienenden Rubriken und Erzählungen sollen durch reflektierte Modifikationen in den Dienst der Volksbildung gestellt werden, oder, wie Hebel es in seinem Gutachten ausdrückt: „Die Absicht zu belehren und zu nützen sollte nicht voranstehen, sondern hinter dem Studio placendi masquiert, und desto sicherer erreicht werden.“⁹

Sein zunächst theoretisch postuliertes Konzept einer vergnüglichen Didaxe hat Hebel ab 1808 als alleinverantwortlicher Autor und Herausgeber des in *Der Rheinländische Hausfreund* umbenannten *Curfürstlich badischen Landcalenders* in die literarische Praxis umsetzen können.¹⁰ Bereits der erste von ihm redigierte Jahrgang des *Rheinländischen Hausfreunds* exemplifiziert das programmatische Bekenntnis zu einem gleichermaßen dem ‚prodesse‘ und dem ‚delectare‘ verpflichteten Kalender. Dies gilt nur partiell für den praktischen Teil, dessen vergleichsweise geringer Umfang ebenso bemerkenswert ist wie der fast vollständige Verzicht auf empirisch nicht verifizierbare Information. Weggefallen sind die medizinischen Anweisungen, die politischen Prognostica, die über gesichertes Wissen hinausgehenden astrologischen Ausführungen; als einzige Konzession an die durch den voraufklärerischen Kalender generierten Erwartungen der Leser ist eine Aderlaßtafel abgedruckt, die dem Kalendermacher Gelegenheit gibt, auf die Problematik volksmedizinischer Praktiken hinzuweisen. Die Mitte des *Rheinländischen Hausfreunds* von 1808 bildet der mit dem Titel *Allerley Neues, Lehrreiches und Spaßhaftes, auf das Jahr 1808* versehene Erzählteil. Dem im Titel formulierten Anspruch wird der sich durch eine Vielfalt von Formen und Stoffen auszeichnende narrative Kernbereich des *Rheinländischen Hausfreunds* auf eindruckliche Weise gerecht. Was die Leser am traditionellen Kalender schätzten, Kuriositäten, Sensationsberichte, Anekdoten, Apoptegmen oder Rezepte, ist darin ebenso zu finden wie naturkundliche Ausführungen und historisch-chronikalische Berichterstattung. Anknüpfend an das den Lesern Vertraute bietet der *Rheinländische Hausfreund* eine variationsreiche Abfolge konventioneller Ingredienzien populärer Literatur, die nur dem aufmerksamen Betrachter verrät, wie fundamental neu hier ein traditionsreiches Medium interpretiert wird.

Entscheidend für die Spezifität des *Rheinländischen Hausfreunds* ist allerdings nicht so sehr, daß dessen Verfasser auf beliebte Formen und Stoffe rekurriert, um sie in den Dienst seiner aufklärerischen Bemühungen zu stellen, daß er beispielsweise die Astrologie durch Astronomie, die Staatsprognostica durch wissenschaftliche Geschichtsschreibung, mithin Spekulation durch Empirie ersetzt, signifikant ist vielmehr die narrative Strategie, mit der die dem Kalender inhärente volks-

⁹ Rohner: *Kommentarband*, S. 76.

¹⁰ Zu Hebels Tätigkeit als Herausgeber und Autor des *Rheinländischen Hausfreunds* vgl. Driehorst: *Erzähltechnik*, S. 11–16 und Vöpel: *Literarisierungsprozeß*, S. 249–253.

aufklärerische Intention realisiert wird. Hebel selbst hatte in seinem zweiten Gutachten betont, daß es im Kalender weniger auf die Inhalte, auf das ‚Was‘, als auf die Art und Weise der Vermittlung, auf das ‚Wie‘ ankomme, und so unterscheidet sich sein *Rheinländischer Hausfreund* von zeitgenössischen Konkurrenten nicht primär durch seinen stofflichen Gehalt, sondern vielmehr durch die ihn kennzeichnenden Erzählmodi. Die narrativ bewerkstelligte Erziehung der Leser zu intellektueller Mündigkeit im *Rheinländischen Hausfreund* zeugt nicht nur von der literarischen Raffinesse seines lange unterschätzten Verfassers, sondern auch von einer Konzeption von Aufklärung, die weniger auf die Propagierung von vernünftigen Maximen als vielmehr auf die Anleitung zu differenziertem Denken setzt.

Aneignung der Welt im Modus des Sprechens

Zu den beliebten Kalenderstoffen gehören die in Hebels Gutachten erwähnten „Diebsgeschichten“. ¹¹ Wie sehr die Darstellung von Gaunern den Geschmack des Publikums traf, war dem Verfasser des *Rheinländischen Hausfreunds* bekannt, leitet er doch seine Rezension von Ludwig Pfisters *Aktenmäßiger Geschichte der Räuberbanden an beiden Ufern des Mains, im Spessart und im Odenwald* mit den Worten ein: „Der geneigte Leser liest fürs Leben gern Geschichten von Räuberbanden, grausamen Mordthaten und blutigen Hinrichtungen, wenn ein halbes Dutzend auf einmal abgethan werden.“ ¹² Wenn Hebel in den von ihm betreuten Jahrgängen des *Rheinländischen Hausfreunds* insgesamt acht ‚Diebsgeschichten‘ integriert, ¹³ geschieht dies demnach durchaus im Hinblick auf die Befriedigung von Leserbedürfnissen. Gleichzeitig jedoch repräsentieren der Zundelfrieder, dessen Bruder Heiner sowie der „rothe Dieter“, die Protagonisten der Erzählungen *Die drey Diebe* (HSS II, 153–156), ¹⁴ *Wie der Zundelfrieder und sein Bruder dem rothen Dieter abermal einen Streich spielen* (HSS II, 203ff.), *Der Heiner und der Brassenheimer Müller* (HSS II, 217–220), *Wie der Zundelfrieder eines Tages aus dem Zuchthaus entwich und glücklich über die Gränzen kam* (HSS II, 254f.), *Der Lehrjunge* (HSS III, 336f.), *Die Tabacksdose* (HSS III, 339f.), *Wie sich der Zundelfrieder hat beritten gemacht* (HSS III, 374–379) und *List gegen List* (HSS III, 481–484) auf exemplarische Weise ein Lebens- und Denkmodell, das manches von dem inkorporiert, was für Hebel wirkliche Aufklärung ausmacht. Dies scheint zu-

¹¹ Vgl. dazu Rohner: *Kalendergeschichte*, S. 477, wo auf die lange Tradition der Schelmengeschichte in volkstümlichen Kalendern hingewiesen wird. Zum Komplex der Schelmengeschichten im *Rheinländischen Hausfreund* vgl. Wittmann: *Spiegel der Welt*, S. 274–305, Arendt: *Zundel-Schelme* sowie Driehorst: *Diebsgeschichten*.

¹² Als Textgrundlage dienen die Bände II und III von Hebel: *Sämtliche Schriften*, denen auch die Zitate entnommen sind. HSS III, 403.

¹³ Zur zyklischen Anlage und zum Problem einer inkonsistenten Sequenzbildung der Schelmengeschichten im *Rheinländischen Hausfreund* vgl. Franz: *Kalendermoral*, S. 101ff.

¹⁴ *Die drey Diebe* geht auf ein Gedicht von Johann Heinrich Voß zurück, das Hebel teilweise fast wörtlich in seine Erzählung übertragen hat (vgl. Arendt: *Zundel-Schelme*, S. 411f.).

nächst paradox, handelt es sich bei den genannten Schelmen doch um Individuen, für deren Existenz die Verletzung politisch sanktionierter Normen konstitutiv ist. Inwiefern gesellschaftlich marginalisierten Figuren im Kontext eines auf soziale Integration zielenden Mediums Vorbildfunktion zukommen kann, ohne daß die volksaufklärerische Stoßrichtung des *Rheinländischen Hausfreunds* grundsätzlich in Frage gestellt würde, sollen die nachfolgenden Erörterungen klären.

Als bedeutsam für das Verständnis der Funktion der Hebelschen Schelmen-geschichten erweist sich zunächst die Charakterisierung Frieders, Heiners und Dieters. Bereits in der ersten, im *Rheinländischen Hausfreund* auf das Jahr 1809 erschienenen Gaunergeschichte betont der auktoriale Erzähler, die Protagonisten „mordeten [...] nicht, und griffen keine Menschen an“ (HSS II, 153), und in *Wie sich der Zundelfrieder hat beritten gemacht* heißt es, „denn der Zundelfrieder stiehlt nie aus Noth oder aus Gewinnsucht, oder aus Liederlichkeit, sondern aus Liebe zur Kunst und zur Schärfung des Verstandes“ (HSS III, 374). Das „Handwerk“ (HSS II, 154) der Diebe besteht denn auch zu einem wesentlichen Teil aus Unternehmungen, die keinen physischen und wenig materiellen Schaden anrichten. Wenn allerdings Frieders und Heiners Vater sein Leben am Galgen beschließt,¹⁵ wenn die schwankhafte Erzählung *Die drey Diebe* überraschend mit der Verhaftung der Brüder Zundel endet, wenn Frieder in *Wie der Zundelfrieder und sein Bruder dem rothen Dieter abermal einen Streich spielen* seinen Entschluß, wieder ehrlich zu werden, mit den Worten begründet

Denn im Zuchthaus ist doch auch alles schlecht, was man bekommt, ausgenommen die Prügel, und zum Fensterlein hinaus auf der Landstraße hat man etwas vor Augen, das auch nicht aussieht, als wenn man gern dran hängen möchte (HSS II, 204f.),

wird deutlich, mit welcher Vehemenz die Repräsentanten des Rechts auf die Regelverstöße der Schelme reagieren. In der Omnipräsenz eines Justizapparates, mit dem die Delinquenten unweigerlich in Berührung kommen, manifestiert sich die Prekariatät und Ambivalenz einer Lebensform, die sich der prästabilierten sozialen Ordnung entzieht.

Nicht auf die Problematik von juristischer Norm und Normbruch richtet sich jedoch der Fokus der ‚Diebsgeschichten‘, sondern auf die den Dieben eignenden Qualitäten. Was die Hebelschen Schelmenfiguren auszeichnet, was ihre Existenz überhaupt erst legitimiert, ist das, was der Zundelfrieder in *Der Lehrjunge* einem einfältig vorgehenden Zunftgenossen als ‚conditio sine qua non‘ erfolgreichen Handelns ans Herz legt: „List“ und „Vorsicht“.¹⁶ Nun hat schon Johann Christoph Adelung in seinem *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart* unterschieden zwischen einer ursprünglichen positiv konnotierten Bedeutung von ‚List‘ im Sinne von „Wissenschaft“ oder „Weisheit“ und einer daraus abgeleiteten engeren, pejorativ gefärbten Verwendung im Sinne von „Arglist“ und in diesem Zusammenhang betont:

¹⁵ Vgl. HSS II, 153.

¹⁶ Vgl. HSS III, 336.

Das Wort List wird in der Moral unstreitig zu sehr eingeschränket, wenn man allein böse Absichten dabey zum voraus, und Klugheit und List einander entgegen setzet. Die Klugheit ist die Fertigkeit, alle Umstände zu seinen Absichten vortheilhaft zu gebrauchen. Die List ist ihr untergeordnet, ist eine Art der Klugheit, und setzet voraus, daß die Umstände, welche man zu Erreichung seiner Absicht gebraucht, zuweilen auch die Absicht selbst, dem andern verborgen sind. [...] Der Begriff des Bösen, des Schädlichen, liegt nicht in dem Worte selbst, wohl aber der Begriff der Verheimlichung, welcher das eigentliche Unterscheidungsmerkmal dieses Wortes zu seyn scheint.¹⁷

Auch der Begriff ‚Vorsicht‘ bezeichnet nach Adelung nicht nur das Bemühen, „alles schädliche auf das möglichste zu vermeiden“, sondern in seiner Herleitung aus ‚Vorsehung‘ die Fähigkeit, Zukünftiges zu antizipieren und sein Handeln danach zu richten. In diesem Sinne gilt ‚Vorsicht‘ als „eine Art der Klugheit“.¹⁸ Es ist eine derart verstandene ‚List‘ beziehungsweise ‚Vorsicht‘, die Frieder, Heiner und Dieter eignet und die ihr Vorgehen bestimmt. Als wesentliche Voraussetzung für das „Metier“ des Diebs nennt der Zundelfrieder denn auch nicht physische Geschicklichkeit, sondern „Verstand“ (*HSS III*, 336). Nun gilt geistige Beweglichkeit traditionell als Attribut des Schelms, als diejenige Eigenschaft, die sowohl dessen Überleben im Kontext des jeweils dargestellten Geschehens gewährleistet als auch Sympathie beim Leser erzeugt. Um den Schelm zu einem Exempel vernünftigen Handelns werden zu lassen, um ihm und seinem Publikum die ‚Freude am Bösen‘, die die literarischen Vorgänger eines Frieder, Heiner oder Dieter und deren Rezeption auch kennzeichnet,¹⁹ zumindest partiell auszutreiben, wie dies im *Rheinländischen Hausfreund* geschieht, bedarf es einer bewußten Überformung tradierteter Motive in aufklärerischem Sinne.

Die schon für die frühneuzeitlichen Schelmenfiguren konstitutive Koppelung räumlich-geographischer und intellektueller Dynamik charakterisiert auch die Protagonisten von Hebels ‚Diebsgeschichten‘. Innerhalb des begrenzten Territoriums, das ihren Aktionsradius bildet, sind sie in ständiger Bewegung. Die Rekurrenz von Begriffen wie ‚besuchen‘, ‚visitieren‘, ‚unterwegs‘ verweist ebenso auf die Mobilität insbesondere Frieders wie die topographischen Bestimmungen, die das angestammte Revier der Schelme über den Südwesten Deutschlands hinaus bis in die spanischen Niederlande erweitern.²⁰ In *Wie sich der Zundelfrieder hat beritten gemacht* bildet Frieders Weg aus der Stadt über einen Zwischenhalt in einem Dorf zum Zuchthaus und von dort über die Grenze ein strukturbildendes Element der Erzählung. Anders als seine Gegenspieler, der Richter, der Dorfschulze und der Zuchthausverwalter, die durch ihre Sesshaftigkeit gekennzeichnet sind, erweist sich Frieder als in mehrfacher Hinsicht äußerst beweglich und als fähig, die Voraussetzungen eines schnellen Vorankommens durch den sukzessiven Erwerb von Stiefeln und schließlich einem Pferd zu optimieren.

¹⁷ Adelung: *Grammatisch-kritisches Wörterbuch* 2, Sp. 2079f.

¹⁸ Adelung: *Grammatisch-kritisches Wörterbuch* 4, Sp. 1298.

¹⁹ Vgl. dazu Röcke: *Freude am Bösen*.

²⁰ Vgl. die Erzählungen *Der Lehrjunge* und *Die Tabacksdose*.

Daß es Frieder gelingt, sich polizeilicher Disziplinierung zu entziehen und damit seine Bewegungsfreiheit zu erhalten, hängt wesentlich mit der für nicht wenige Kalendergeschichten Hebels konstitutiven Korrespondenz von physischer und geistiger Mobilität zusammen: In *Kannitverstan* gelangt ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam „auf dem seltsamsten Umweg [...] durch den Irthum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntniß“ (*HSS II*, 132), und auch in *Reise nach Frankfurt*, einer Erzählung, in der ein Leinwandweber, nachdem er auf Umwegen sein Ziel erreicht hat, zur Einsicht gelangt, es sei ihm im Zuge seiner Reise „vieles klar geworden“ (*HSS III*, 569),²¹ wird evident, daß räumliche Fortbewegung im *Rheinländischen Hausfreund* mehr bedeutet als ein Handlungselement. In besonderem Maße gilt die Parallelisierung von geographischer und intellektueller Erfahrung für die Schelmengeschichten. In *Der Heiner und der Brassenheimer Müller* erweist sich der auf einem „wohlgenährten Schimmel [...] mit rothen Pausbacken und kleinen freundlichen Augen“ reitende Müller auch in geistiger Hinsicht als eher behäbig und von geringer Klarsicht (*HSS II*, 218). Mühelos gelingt es Heiner, sein ironisch als „witzig“ apostrophiertes Opfer in Sicherheit zu wiegen, indem er in der Rolle eines lahmen Bettlers, der überdies seine Krücke verloren hat, gerade die seine Überlegenheit bedingende physische und gedankliche Mobilität verbirgt. Kaum hat er sein Ziel erreicht, schwingt er sich, ganz im Gegensatz zu seinem Kontrahenten, der mit seinem Pferd des Weges „daher tritt“ war, „schnell wie ein Adler auf den stattlichen Schimmel, gibt ihm mit dem Absatz die Sporen und reitet davon“ (*HSS II*, 218). Auch in *Wie der ZundelFrieder eines Tages aus dem Zuchthaus entwich und glücklich über die Gränzen kam* verdankt sich das räumliche Vorankommen der intellektuellen Kompetenz des Protagonisten, der auf subtile Weise von seinem Problem, nämlich daß er ein geflohener, steckbrieflich gesuchter Häftling ist, ablenkt indem er die Grenzwächter mit einer komplexen Situation konfrontiert und damit bei diesen ein Gefühl der Überforderung erzeugt, das sie an der Wahrnehmung ihrer Kontrollpflicht hindert. In *List gegen List* schließlich bedarf es des Einfallsreichtums des nicht ortsansässigen Frieders, um dem Recht zum Durchbruch zu verhelfen. Was die Repräsentanten einer bürgerlichen Lebensweise gewinnen, ist nicht nur materielle Wiedergutmachung, sondern auch die Einsicht, daß rechtlich abgesichertes Handeln nicht vor Betrug zu schützen vermag und es deshalb legitim sein kann, juristische Mittel auf nicht legale Weise zu nutzen, um Recht wiederherzustellen.

Worin nun gründet die vorgängig postulierte intellektuelle Überlegenheit Frieders, die es ihm und seinen Zunftgenossen erlaubt, bürgerliche Normen erfolgreich zu unterlaufen? Konstitutiv für das Gelingen seiner Unternehmungen ist eine kommunikative Kompetenz, die sich in der souveränen Art und Weise, wie er über Sprache verfügt, manifestiert. Wenn er sich in *Wie der ZundelFrieder eines Tages aus dem Zuchthaus entwich und glücklich über die Gränzen kam* als der deutschen Sprache nicht mächtig bezeichnet, ist dies angesichts seines äußerst be-

²¹ Zum Verhältnis von geographischer und intellektueller Erfahrung in *Reise nach Frankfurt* vgl. Wittmann: *Spiegel der Welt*, S. 176–191.

wußten Umgangs mit dem gesprochenen Wort geradezu paradox. Die Raffinesse der von ihm angewandten verbalen Strategien belegt auf besonders eindrückliche Weise *Wie sich der Zundelfrieder hat beritten gemacht*: Am Anfang von Frieders Weg durch die juristischen Instanzen steht der Entschluß, zu „probiren, wie weit man mit der Ehrlichkeit kommt“ (*HSS III*, 374). Daß die sich unmittelbar daraus ergebende Konsequenz, ein Diebstahl, durch die Konjunktion ‚also‘ syntaktisch mit dem Bekenntnis zur Ehrlichkeit verknüpft wird, läßt die Relation zwischen Sprechen und Handeln gleich zu Beginn der Erzählung als prekär erscheinen. Was auf der Ebene der sprachlichen Äußerung der Logik gehorcht, erweist sich auf der Ebene der Handlung als Umkehrung geltender Normen; das durch Sprache als konsensuellem System geregelte Verhältnis zwischen dem Wort und dessen Bedeutung wird durch die Problematisierung des Begriffs ‚Ehrlichkeit‘ auf irritierende Weise durchbrochen. Der weitere Fortgang der Narration macht deutlich, daß Ehrlichkeit sich hier weniger auf das Tun als vielmehr das Reden des Protagonisten bezieht. Indem Frieder eine Geiß stiehlt, begeht er zwar eine kriminelle Handlung, im Zuge des sich daraus ergebenden Geschehens gelingt es ihm jedoch, sich gegenüber den Repräsentanten staatlicher Ordnung zu behaupten, ohne je zu einer Lüge zu greifen. Es ist das Bewußtsein, daß sprachliche Kommunikation sich im Spannungsfeld von durch überindividuelle semantische Kodierung bewerkstelligter Prägnanz und Mehrdeutigkeit bewegt, die Frieders Triumph über die Justiz begründet. Im Gegensatz zu seinen Dialogpartnern im Text geht er von einem dynamischen Sprachverständnis aus, nutzt die Sprache, um die Perzeption seiner Kontrahenten zu manipulieren. Dies belegt bereits das Urteil des Richters, der seinen Spruch aufgrund des ambivalenten Geständnisses Frieders, er wisse von einigen jüngst begangenen Diebstählen und „er sey derjenige“, fällt (*HSS III*, 374). In welchem Maße es Frieder gelingt, allein mit sprachlichen Mitteln eine Wahrnehmung zu erzeugen, die auf der Ebene der Handlung keine Entsprechung findet, zeigt das Gespräch mit dem ihm zugewiesenen Bewacher, einem Nagelschmied. Wenn er diesem gegenüber seine militärische Vergangenheit in eine Frage kleidet („Bin ich nicht sechs Jahre bei Klebeck Infanterie in Dienst gewesen?“ (*HSS III*, 375)) und sein Sprechen damit der Verbindlichkeit enthebt, wenn er im darauffolgenden Satz („Könnt ich euch nicht sieben Wunden zeigen, aus dem Scheldekrieg, den der Kaiser Joseph mit den Holländern führen wollte?“) sich nicht nur der Interrogativform, sondern auch des Irrealis und eines modalen Hilfsverbs, das den Krieg als nur beabsichtigten entlarvt, bedient, wird der imaginäre Charakter seiner Aussage evident. Der „treuherzige Begleiter“ glaubt dem Frieder, was dieser nie behauptet hat, und erweist sich auch im nachfolgenden Dialog als Opfer der kommunikativen Strategie seines „Arrestanten“. Mit Hilfe scheinbar logischer Feststellungen stürzt Frieder die Hierarchie zwischen „Stadtsoldat“ und „Feldsoldat“ um, bezeichnet mit dem Wort ‚avanziren‘ die faktische Degradierung des Feldsoldaten zum Stadtsoldaten als Beförderung, im Vertrauen darauf, daß die unflexible Denkweise seines Gegenübers, das auf mechanistische Weise Alter und beruflichen Aufstieg koppelt, die Ambiguität von Frieders Rede nicht durchschaut. Indem der Schelm die Tätigkeit des Stadtsoldaten mit auf soziale Integration verweisenden,

positiv konnotierten Termini wie „wachen“, „Mitbürger“, „Eigentum“, „Leben“, „eigen Weib“, „Kinder“, und „Ehren“, diejenige des Feldsoldaten hingegen mit Begriffen wie „kämpfen“, „nicht wissen wofür“, „todstechen lassen“ und „keine Ehre“ beschreibt, schafft er die Basis für eine Beziehung, deren Qualität die mit Frieders Aufforderung „Camerad [...] wollen wir nicht einen Schoppen trinken?“ eingeleitete Verbrüderung veranschaulicht. Daß es Frieder, wie die Anrede und das gemeinschaftsstiftende Pronomen ‚wir‘ signalisieren, nicht nur gelingt, Komplizenschaft herzustellen, sondern daß er das durch die Situation vorgegebene Verhältnis zwischen Delinquent und Bewacher geradezu auf den Kopf stellt, macht der durch den „gütigen und herablassenden Arrestanten“ beeindruckte Nagelschmied deutlich, als er seinen Begleiter als „Herr Camerad“ anspricht und diesem die Führung überläßt.

Auch der Zuchthausverwalter ist der rhetorischen Kunst Frieders nicht gewachsen. Nur dem Augenscheinlichen vertrauend („Ich seh es aus allem“ (*HSS III*, 378)), ist er nicht bereit, diesem, der in der Kleidung des Stadtsoldaten auftritt, zu glauben, er sei der Arrestant. Indem Frieder seine Antwort satzlogisch von der Behauptung des Zuchthausverwalters abhängig macht und gezielt mehrdeutige Partikel einbaut („Wenn Sie es aus allem sehen, so will ichs nicht läugnen“), vermeidet er es zu lügen. Das scheinbar naive Auftreten Frieders, das in der Art und Weise, wie er sich vorstellt („Ey, der Arrestant, der bin ich selber“) und im unsinnigen Vorschlag, ihm einen „Berittenen mit[zu]geben“ seinen Ausdruck findet und den Zuchthausverwalter zur Beschimpfung „[e]infältiger Tropf“ veranlaßt, dient dazu, das Überlegenheitsgefühl von Frieders Gesprächspartner zu nähren und diesen daran zu hindern, fundamentale Vorsichtsmaßnahmen zu treffen.

In *Wie sich der Zundelfrieder hat beritten gemacht* erweist sich der Protagonist als Meister des Sprachgebrauchs. Durch bewußte Wortwahl, durch die Verwendung spezifischer Modi, durch gezielt ambivalente Formulierung gelingt es ihm, nicht nur die Fäden des Gesprächs nie aus der Hand zu verlieren, sondern auch die für die Konfiguration der Erzählung fundamental wichtigen Begriffe ‚Wahrheit‘, bzw. ‚Ehrlichkeit‘ und ‚Lüge‘ in ihrer Ambiguität zu entlarven und die Bedingungen sprachlicher Kommunikation zu problematisieren. Die den Text dominierende direkte Rede erscheint dabei als besonders geeignet, die Mechanismen sprachlichen Mißverstehens zu exemplifizieren. Im Alternieren von Rede und Gegenrede wird einsichtig, wie das vorurteilsbehaftete, mechanistische Füllen bewußt angelegter sprachlicher Leerstellen, Erkenntnis verhindert. Die statischen Denkstrukturen der Repräsentanten staatlicher Ordnung, die einmal festgesetzte Wort-Sinn-Bezüge reflexiv nicht zu durchbrechen vermögen, werden durch die ihnen vom Erzähler in den Mund gelegten verbalen Äußerungen manifest. Im Gegensatz dazu tritt Frieder auf als eine Figur, die im Bewußtsein der Polysemie sprachlicher Formeln das Wort als Waffe einsetzt, um sich im selbstauferlegten Kampf gegen die Verfechter einer rigiden Rechtsordnung zu behaupten. Seine „reumüthige“ Einsicht „Recht findet seinen Knecht. Was ich verdient habe, wird mir werden“ (*HSS III*, 375), macht deutlich, daß die Sprache des Schelms immer mehr als eine Wahrheit enthält. Die durch ihren satzenhaften Charakter den Anschein des Axio-

matischen, unanfechtbar Wahren erweckende Aussage erweist sich im Kontext der Erzählung als hochgradig ambivalent. Für Frieder, der um seine eigene Unschuld weiß, ist das, was er verdient, die Freiheit, für die Vertreter der Justiz ist es das Zuchthaus. Die Fähigkeit zu einem differenzierten Sprachgebrauch eröffnet Frieder darüber hinaus einen bemerkenswerten, im Laufe der Geschichte sich kontinuierlich vergrößernden Handlungsspielraum: Hatte er dem Stadtsoldaten noch persönliche Besitztümer entzogen, so speist er beim Dorfschulzen bereits „auf gemeine Kosten“ (*HSS III*, 377) und wird schließlich im Zuchthaus mit einem Pferd und einer amtlichen Legitimation versehen. Derart ausgerüstet, ist es ihm ein Leichtes, „in allen Dörfern Lärm“ zu schlagen und die Sturmglocken „anziehen“ zu lassen (*HSS III*, 379), bevor er sich über die Grenze davonmacht. Das Fundament für politische Handlungsbefugnis bildet somit die Verfügungsgewalt über die Sprache, nur wer wie Frieder die Komplexität der empirischen Wirklichkeit intellektuell zu bewältigen und verbal angemessen zu bezeichnen vermag, ist als aktives Subjekt in der Lage, sich die Welt im Modus des Sprechens anzueignen.

Dialog und Didaxe

Was die Titelfigur in *Wie sich der Zundelfrieder hat beritten gemacht* auf exemplarische Weise vor Augen führt, ist jene Beherrschung von Sprache und damit letztlich von Welt, zu der der Leser im *Rheinländischen Hausfreund* angeleitet werden soll. Angesichts der Signifikanz, die der Rede als Indikator für reflexive Kompetenz und als Instrument zur Bewältigung existentieller Herausforderungen zukommt, ist es konsequent, wenn die den Kalendergeschichten inhärente Aufklärungstendenz sich wesentlich in der vom Text generierten Kommunikation zwischen dem Erzähler und seinem Publikum konkretisiert. Der kunstvoll inszenierte Dialog zwischen dem ‚Hausfreund‘ und dem Leser des *Rheinländischen Hausfreunds* erweist sich in der Tat als wichtigstes strategisches Mittel, um jenen didaktischen Prozeß in Gang zu setzen, der entscheidend zur Exzeptionalität von Hebels Kalender beiträgt.

Der sich an seine Leserschaft wendende Kalendermann ist keine Erfindung Hebels, sondern, dies belegt schon Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausens *Des Abenteurlichen Simplicissimi Ewig-währender Calender*,²² fest in der Tradition verankert. Die sich in den zahlreich verbreiteten *Hinkenden Boten* manifestierende Vorliebe für Kalenderpersonifikationen verbindet sich seit dem 18. Jahrhundert mit einem frühaufklärerischen Kommunikationsideal, das im inszenierten „Spiel geselliger Vernunft“ eine wirksame Möglichkeit zur Didaxe erkennt.²³ Ungewöhnlich an Hebels Kalenderkonzeption ist also weniger das auf die dem traditionellen Volkskalender inhärente Dialogizität rekurrierende fiktionale Konstrukt eines ‚Hausfreunds‘, als vielmehr die bemerkenswerte Bedeutung, die die-

²² Vgl. Rohner: *Kalendergeschichte*, S. 119–158 passim.

²³ Vgl. Pietzcker: *Gesellige Vernunft*, S. 103ff.

sem zukommt.²⁴ Bereits im ersten Jahrgang des *Rheinländischen Hausfreunds* tritt er in Erscheinung, als weltkundiger Mann, der „mehr kann als nur Brod essen“ und der „nicht nur weiß, was geschehen ist, sondern auch was geschehen will“ (*HSS II*, 121). Der Blick auf das Gesamtkorpus von Hebels Kalenderbeiträgen zeigt, daß die Figur des ‚Hausfreunds‘ im Lauf der Jahre eine zunehmend schärfere Konturierung erfährt, daß das von ihm initiierte Gespräch mit seinen Adressaten an Umfang und Differenziertheit gewinnt.²⁵ Dies hängt wesentlich mit dem Bild des ‚geneigten Lesers‘ zusammen, das zwischen 1808 und 1819 substantiellen Modifikationen unterworfen ist.²⁶ Wendet sich der ‚Hausfreund‘ zunächst noch in der Rolle des Pädagogen an seine Leser, um zu prüfen, ob seine Belehrungen auf fruchtbaren Boden gefallen sind,²⁷ kann er 1810 die *Fortgesetzte Betrachtung über das Weltgebäude* mit den Worten einleiten: „Der geneigte Leser ist nun bereits ein ganz anderer Mann, als vor zwey Jahren um diese Zeit“ (*HSS II*, 190), und ein Jahr später ist in derselben Rubrik von einem „verständige[n] und wohlgezogenene[n] Leser“ die Rede (*HSS II*, 246). Wenn aus einem „gelehrigen“ Leser, der „ein wenig begreift, aber doch nicht recht“ (*HSS III*, 299), schließlich ein „vorsichtiger“ Leser wird (*HSS III*, 409), offenbart dies den prozeßhaften Charakter der vom Erzähler initiierten Belehrung. Wie die einleitenden Worte zu *Warnung* belegen, ist der Glaube an die Bildungsfähigkeit des Individuums von fundamentaler Bedeutung für das im *Rheinländischen Hausfreund* sich manifestierende Konzept von Aufklärung:

Der geneigte Leser ist gut erzogen und verständig. Deswegen nimmt er Rath an, und man darf ihm nur winken. Denn er weiß und sieht, man meints gut, und wenn man ihn an etwas ermahnt, so sagt man ihm auch den vernünftigen Grund dazu, und er siehts ein (*HSS III*, 401f.).

Im Vertrauen auf die Verständigkeit und Urteilsfähigkeit seiner Adressaten vertritt der Kalendermann ein didaktisches Modell, das unter kluger Berücksichtigung ihres Bildungshorizonts dessen kontinuierliche Erweiterung anstrebt und auf diese Weise eine zunehmend symmetrische Kommunikation zwischen ‚Hausfreund‘ und ‚geneigtem Leser‘ begünstigt. Kognitive Erkenntnis ist demnach nicht das Ergebnis isolierter Indoktrination, sondern das Ziel einer dynamischen Entwicklung, die auf einer Reihe in Korrelation zueinander stehender Erfahrungen beruht.

Mit welchen Mitteln das hier beschriebene Bildungsprogramm literarisch umgesetzt wird, soll noch einmal am Beispiel von *Wie sich der Zundelfrieder hat beritten gemacht* erörtert werden. Bereits eine oberflächliche Lektüre der vergleichsweise umfangreichen Erzählung macht deutlich, daß der zu Beginn direkt angesprochene ‚geneigte Leser‘ keine explizite Belehrung erwarten darf. Dort, wo sich der auktoriale Erzähler kommentierend an die Rezipienten wendet, verweisen die relativie-

²⁴ Zur Rolle des ‚Hausfreunds‘ in Hebels Kalender vgl. Oettinger: *Hausfreund*, Driehorst: *Erzähltechnik*, S. 237–249 und Völpel: *Literarisierungsprozeß*, S. 312–321.

²⁵ Zum Autor-Leser-Dialog vgl. Lypp: *Leser*.

²⁶ Zum Leserentwurf in Hebels Kalendergeschichten vgl. Driehorst: *Erzähltechnik*, S. 224–230.

²⁷ Vgl. *HSS II*, 127, wo der fiktive Erzähler „sich nicht genug darüber verwundern [kann], daß der geneigte Leser alles so wohl begriffen und ein ganzes Jahr lang im Kopf behalten hat.“

renden Signale des Textes auf die Ambivalenz der Aussage. Wie etwa ist das Wort „leer“ zu verstehen („denn der Frieder geht nicht leicht leer fort“ (HSS III, 377)), worauf bezieht sich das „So etwas“ im abschließenden Satz („So etwas könnte hier zu Land nicht passiren“ (HSS III, 379))? Nur durch eine exakte Lektüre, die das zwischen den Zeilen Verborgene zu dechiffrieren vermag, wird die implizite Bedeutung verständlich, erweist das dem Text inhärente Modell angemessenen Denkens und Handelns seine Relevanz für den Leser. Die dialogische Struktur des Textes äußert sich nicht in direkter Didaxe, sondern in einer kommunikativen Strategie, die das für das Gesamtkorpus des *Rheinländischen Hausfreunds* charakteristische prozessuale Bildungsmodell in der einzelnen Erzählung reproduziert. Auch in *Wie sich der Zundelfrieder hat beritten gemacht* bildet das, was beim Leser vorausgesetzt werden darf, den Ausgangspunkt des Weges, den dieser als „Reisegefährte“ des ‚Hausfreunds‘ zu bewältigen hat. Nicht nur die Welt, in der die Handlung spielt, dürfte den Adressaten der Erzählung vertraut gewesen sein, sondern auch die Ausdrucksformen, deren sich die Figuren bedienen. Die Sprache ist, trotz mundartlicher Färbung, nicht dialektal, nähert sich jedoch in der direkten Rede der Umgangssprache an.²⁸ Zu erwähnen wären in diesem Zusammenhang die durch Anaphern („Zudem der Stadtsoldat macht für seiner Mitbürger Leben und Eigenthum [...] / Zudem kann ein Stadtsoldat [...]“ (HSS III, 375)) geprägte Syntax in Frieders Ansprache an den Nagelschmied, auf Oralität verweisende Wendungen wie „schon drum“ („Unser einer muß sich schon drum todstechen lassen“), „von dem Marsch“ („[...] daß sie einen weiten Schritt gewöhnt sind von dem Marsch“) oder „dann“ („Aber wo habt ihr dann den Arrestanten?“ (HSS III, 378)), der Anakoluth als bei Hebel des öfteren begegnende Stilfigur („[...] auf daß, wenn er Mannschaft nöthig habe zum Streif“). Bedeutsamer noch als die syntaktischen und lexikalischen Anklänge an die dem Leser vertraute Sprache sind die Sätze, die der Erzähler seinen Figuren wiederholt in den Mund legt. Wenn Frieder zum Sprichwort „Recht findet seinen Knecht“ greift oder sein Bewacher sich mit der Bemerkung „Aber die Zeiten sind schlimm“ beklagt, bedienen sie sich derjenigen Formeln, die der Leserschaft des *Rheinländischen Hausfreunds* nicht nur aus populären Lesestoffen,²⁹ sondern auch aus ihrer Lebenswelt bekannt sind. Die Didaxe setzt nun dort ein, wo das Vertraute verfremdet wird, wo die bewährten Weisheiten ihre Gültigkeit verlieren und das gesprochene Wort seine Vieldeutigkeit enthüllt. Setzungen wie „Jetzt will ich doch auch einmal probiren, wie weit man mit der Ehrlichkeit kommt“ (HSS III, 374) oder „Recht findet seinen Knecht“ (HSS III, 375), die als isolierte Aussagen geradezu axiomatische Valenz beanspruchen können, erweisen sich im textuellen Zusammenhang als fundamental prekär und fordern so die hermeneutische Kompetenz des Rezipienten heraus. Nachdem der Erzähler vertraute Wort-Bedeutungs-Relationen aufgebrochen hat, kann er in

²⁸ Zum mündlichen Charakter der Sprache in Hebels Kalendergeschichte vgl. Hopwood: *Rhetoric of Orality* sowie Vöpel: *Literarisierungsprozeß*, S. 294–301.

²⁹ Dem Sprichwort kommt in populären Lesestoffen große Bedeutung zu, es bildet insbesondere ein zentrales Ingediens traditioneller Volkskalender. Zu Hebels Sprichwortverwendung vgl. Knopf: *Kalendergeschichte*, S. 125–128 und Vöpel: *Literarisierungsprozeß*, S. 273.

einem zweiten Schritt die dadurch evozierte Aufmerksamkeit im Hinblick auf die angestrebte Anleitung der Adressaten zu größerer Autonomie nutzen. Frieders vorgängig dargelegter subtiler Umgang mit Sprache wird nicht von dessen Dialogpartnern, wohl aber von der mittlerweile geschärften Wahrnehmung der Rezipienten durchschaut, die so in die Position der Wissenden und in reflexive Distanz zu den Repräsentanten staatlicher Ordnung geraten. Die bereits durch die einleitenden, den Adressaten direkt ansprechenden Bemerkungen erzeugte Komplizenschaft wird verstärkt durch das Bewußtsein einer Erzähler und Leser verbindenden kognitiven Überlegenheit.

Daß Erkenntnis nur durch eigene Erfahrung gewonnen und vertieft werden kann und der Verwirklichung in der Lebenspraxis bedarf, ist die Lehre, die dem ‚geneigten Leser‘ in einem dritten Schritt vermittelt wird. Die Schelmenhandlung wird von Frieder gleich zu Beginn der Erzählung als Experiment bezeichnet: „Jetzt will ich doch auch einmal probiren, wie weit man mit der Ehrlichkeit kommt“ (*HSS III*, 374). Experimentelle Erfahrung ist ein zentrales Motiv in Hebels Kalendergeschichten. Deren Nutzen thematisiert im *Rheinländischen Hausfreund* von 1808 exemplarisch *Vorbereitung des Getraides zur Aussaat*, wo es heißt:

Man muß nie aus Trägheit oder Mißtrauen einem Versuch aus dem Wege gehen. Man muß nicht immer nur sagen: „Wir wollens machen wie unsre Vorfahrer [sic],“ sondern man muß es auch thun. Denn der Ackerbau und jede Vorsicht und Beobachtung dabey ist gewiß nicht auf einmal erfunden worden, wie er jetzt ist; sondern unsere Vorfahren haben gewiß lang und vielerley probirt, und guten Rath nicht verachtet (*HSS II*, 75).

Nur dem Experiment als buchstäblicher Er-Fahrung wohnt jene Dynamik inne, die Erkenntnis erst konstituiert, eine Erkenntnis, die, und damit sind wir beim vierten Schritt des in die ‚Diebsgeschichte‘ eingeschriebenen didaktischen Prozesses angelangt, dem Adressaten als provisorische, immer neu zu verifizierende dargeboten wird. Die aus einem experimentellen Vorgehen resultierende Einsicht darf demnach nicht zur allgemeingültigen Maxime erstarren, sondern muß fortwährend erprobt und gegebenenfalls modifiziert werden. Daß Wissen die Frucht einer reflexiven Erfahrung ist, die nie zum Abschluß gelangt, vermittelt der Erzähler in *Wie sich der Zundelfrieder hat beritten gemacht* wiederum weniger durch explizite Belehrung als vielmehr durch die narrative Anordnung des Textes: Indem der Schlusssatz durch seine unscharfe Formulierung zurückführt auf die Geschichte, motiviert er den Leser zu einer nochmaligen, aufmerksameren Wahrnehmung der Erzählung. Zahlreich sind im *Rheinländischen Hausfreund* die Beiträge, in denen das Ende auf das vorgängig Dargelegte zurückverweist, wenn dies auch nicht immer so deutlich geschieht wie in *Der Commandant und die Badischen Jäger in Hersfeld*, wo der Erzähler seine Geschichte mit den Worten „so etwas ist des Lesens zweymal werth“ beschließt (*HSS II*, 119). Die Funktion derartiger Appelle ist offenkundig: durch wiederholte Lektüre soll der Rezipient die Komplexität der Geschichte sukzessive erfassen und seine Perzeption vertiefen. Der Text wird so zum Katalysator eines kontinuierlichen Verstehensprozesses, dessen Fokus nicht

primär auf kognitive Inhalte, sondern auf die Modi intersubjektiver Kommunikation gerichtet ist.

Aufgeklärte Sprachkunst

Das Hebels Kalendergeschichten zugrundeliegende Konzept von Aufklärung dürfte durch die Analyse der narrativen Verfahrensweisen in den im *Rheinländischen Hausfreund* inkorporierten ‚Diebsgeschichten‘ schärfere Konturen gewonnen haben. Was der badische Theologe und Pädagoge in seinen programmatischen Schriften theoretisch fundiert und in seinem literarischen Werk poetisch konkretisiert, knüpft an an den spätaufklärerischen Diskurs seiner Zeit.³⁰ Mit seinen Zeitgenossen verbindet ihn der didaktische Impetus, die Überzeugung, daß ökonomische und soziale Kompetenz das Ergebnis eines aufklärerischen Prozesses sind, zu dem jedes Individuum befähigt ist. Die daraus resultierende utilitaristische Auffassung von Literatur hat seine Auseinandersetzung mit den Möglichkeiten eines volkstümlichen Mediums, wie es der Volkskalender darstellt, geprägt und in der Gestaltung des *Rheinländischen Hausfreunds* ihren Niederschlag gefunden. Offensichtliche Analogien zum aufklärerischen Denken seiner Zeit, die zahlreichen Anleihen bei zeitgenössischen Kalendern, insbesondere Heinrich Zschokkes *Schweizerboten*-Kalender, sollten jedoch nicht den Blick verstellen für die Singularität von Hebels Wirken. Ungewöhnlich ist nicht nur Hebels Bereitschaft, die den Erwartungshorizont seiner Leser konstituierenden Traditionen zu berücksichtigen, um sie für seine aufklärerische Intention fruchtbar zu machen, sondern vor allem seine auf Autonomisierung der Rezipienten zielende narrative Strategie. Zwar ist auch der *Rheinländische Hausfreund* durch die auktoriale Präsenz eines Erzählers gekennzeichnet, der, wie es ironisch heißt, „einem Propheten nicht viel nachgibt“;³¹ die durch die Leserapostrophen markierte Inszenierung eines verständigen Rezipienten, der sich im Text in zunehmendem Maße als gleichberechtigter Dialogpartner konstituiert, ist Indikator für ein didaktisches Modell, das auf die Partizipation der zu Belehrenden setzt. Hebel bedient sich demnach nicht einer – im Sinne Friedrich Schlegels – „analytischen“ Verfahrensweise, wie sie bei nicht wenigen Repräsentanten der literarischen Volksaufklärung begegnet, sondern nähert sich dem „synthetischen Schriftsteller“ an, der

sich einen Leser [schafft], wie er seyn soll; er denkt sich denselben nicht ruhend und todt, sondern lebendig und entgegenwirkend. Er lässt das, was er erfunden hat, vor seinen Augen stufenweise werden, oder er lockt ihn, es selbst zu erfinden.“³²

³⁰ Zu Hebels Verhältnis zu Positionen der Spätaufklärung vgl. Albrecht: *Literarische Volksaufklärung*.

³¹ *HSS III*, 579. Zur Erzählerpräsenz vgl. Driehorst: *Erzähltechnik*, S. 139–143.

³² Schlegel: *Jugendschriften II*, S. 199. Den „analytischen Schriftsteller“ beschreibt Schlegel im gleichen Fragment als Autor, der „den Leser [beobachtet], wie er ist; danach macht er seinen Calcül, legt seine Maschinen an, um den gehörigen Effekt auf ihn zu machen.“

Provoziert wird die Aktivität der Rezipienten durch eine narrative Anordnung, die nicht auf Indoktrination zielt, sondern einen „Spielraum möglicher Bedeutungen, der zur Sinnkonstitution durch den Leser auffordert“, öffnet.³³ Damit kommt der Sprache in ihrem Verhältnis zur bezeichneten Wirklichkeit fundamentale Bedeutung zu. Die Präponderanz der direkten Rede in Hebels Kalendergeschichten verweist auf die zwischenmenschliche Kommunikation als Ausgangspunkt eines Erkenntnisprozesses, dessen Fokus auf die Bedingungen sprachlicher Sinnbildung gerichtet ist. Was Zundelfrieder denunziert, ist der unreflektierte, statische Umgang mit dem Wort, was er modellhaft präfiguriert, ist die auf der Einsicht in die Polysemie verbaler Äußerungen gründende Instrumentalisierung der kommunikativen Einfalt seiner Kontrahenten. Indem die Relation zwischen ‚res‘ und ‚verba‘ im *Rheinländischen Hausfreund* zum Gegenstand aufklärerischer Reflexion und Didaxe wird, erweisen sich so gut wie alle darin inkorporierten Erzählungen als „Spracherinnerungen“³⁴, als Anleitungen zu einem bewußten und dynamischen Sprachgebrauch.

Das insbesondere für die ‚Diebsgeschichten‘ zentrale Motiv des Vagabundentums gewinnt unter dieser Perspektive neue Bedeutung. Die vielzitierte Stelle aus einem Brief an Gottfried Haufe: „Es ist gar herrlich, so etwas vagabundisches in das Leben zu mischen“³⁵ verweist weniger auf eine psychologische Determination des badischen Dichters, auf seine nicht ausgelebte Inklinaton zu einer unbürgerlichen Lebensweise,³⁶ sie ist auch nicht allein durch eine theologische Deutung zu erklären, die die Parallelität zwischen ‚homo vagans‘ und dem sich nur vorübergehend im irdischen Diesseits bewegendem Christen betont,³⁷ Vagabundentum entpuppt sich bei Hebel vielmehr als ästhetisches Programm, als Metapher für eine intellektuelle Dynamik, die verfestigte bürgerliche Ordnungen zu unterminieren vermag. Das gerade in jüngerer Zeit wieder erhobene Postulat eines staatspolitischen Konservatismus Hebels³⁸ bedarf unter diesen Prämissen einer Relativierung. In seinen ‚Diebsgeschichten‘ tritt der Erzähler gerade nicht als Apologet des Bestehenden auf, sondern führt auf exemplarische Weise vor Augen, in welchem Maße es den durch ‚List‘ und ‚Vorsicht‘ ausgezeichneten Protagonisten gelingt, tradierte soziale Normen und Rollen auf den Kopf zu stellen. Wenn, wie bereits dargestellt wurde, Frieders Bewacher auf dem Weg ins Zuchthaus dem Delinquenten mit

³³ Rusterholz: *Simkonstitution*, S. 111. Unter diesen Prämissen bleibt zu fragen, ob Richard Faber, der dem im *Rheinländischen Hausfreund* inszenierten „Unterrichtsgespräch“ immerhin sokratischen Charakter zugesteht, die moraldidaktische Ausrichtung der Hebelschen Kalendergeschichten nicht zu stark betont (vgl. Faber: *Rückblick*, S. 164–168).

³⁴ *HSS III*, 532.

³⁵ Hebel: *Briefe II*, S. 717.

³⁶ Zu den diesbezüglichen Deutungsversuchen vgl. die kritischen Ausführungen von Franz: *Kalendermoral*, S. 251–257.

³⁷ Vgl. Arendt: *Zundel-Schelme*, S. 423.

³⁸ Vgl. Albrecht: *Literarische Volksaufklärung*, S. 335. Schon Georg Hirtsiefer hatte, die ironische Struktur der als Beleg herangezogenen Kalendergeschichten verkennend, im *Rheinländischen Hausfreund* „ein von Zeitströmungen unangefochtenes, „konservatives Festhalten an überlieferten“ Strafvorstellungen“ zu bemerken geglaubt und die Bedeutung des Ordnungsgedankens für Hebel betont (vgl. Hirtsiefer: *Ordnung und Recht*, S. 67).

Ehreerbietung begegnet, wenn der flüchtige Frieder am Zoll durch ein „herzhaftes“ „Wer da!“ in die Rolle des Grenzwächters schlüpft und dieser durch seine Antwort („Gut Freund!“) auf den Rollentausch eingeht,³⁹ offenbart die narrativ erzeugte ‚verkehrte Welt‘ die subversive Kraft reflektierter Kommunikation. Insofern ist zu fragen, ob der in öffentliche Funktionen eingebundene und damit seiner Obrigkeit gegenüber zu Loyalität verpflichtete Hebel sich der literarischen Fiktion auch als Imaginationsraum bedient, in dem er jene kritische Auseinandersetzung mit der politischen Ordnung seiner Zeit leisten kann, die ihm in seiner Erfahrungswirklichkeit verwehrt bleibt. Die Kritik an einer in Automatismen erstarrten Denk- und Sprechhaltung erfolgt nicht explizit, sie muß vielmehr aus der ästhetischen Inszenierung des Textes erschlossen werden. Daß die in den Schelmenfiguren prototypisch verkörperte Beherrschung von Wort und Wirklichkeit sich im Zuge einer impliziten metasprachlichen Reflexion entfaltet, nimmt allerdings der Denunziation einer an geistiger Dynamik krankenden bürgerlichen Welt nichts von ihrer Schärfe.

Literaturverzeichnis

1. Primärliteratur

- Hebel, Johann Peter: *Briefe. Gesamtausgabe*. Hg. von Wilhelm Zentner. Bd. II: *Briefe der Jahre 1810–1826*. Karlsruhe: Müller 1957.
- Hebel, Johann Peter: *Sämtliche Schriften*. Hg. von Adrian Braunbehrens, Gustav Adolf Benrath und Peter Pfaff. Bd. 2 und 3: *Erzählungen und Aufsätze*. Karlsruhe: Müller 1990.
- Schlegel, Friedrich: *Prosaische Jugendschriften 1794–1802*. Hg. von J[akob] Minor. Bd. II: *Zur deutschen Literatur und Philosophie*. Wien: Konegen 1882.

2. Sekundärliteratur

- Albrecht, Wolfgang: „Zwischen gebildeten und ungebildeten Lesern keinen Unterschied erkennend“. *Johann Peter Hebels literarische Volksaufklärung im Kontext seines beruflichen Wirkens*. In: Ders.: *Das Angenehme und das Nützliche. Fallstudien zur literarischen Spätaufklärung in Deutschland*. Tübingen: Niemeyer 1997 (Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung; 23), S. 299–336.
- Arendt, Dieter: *Der Hausfreund als Bürgerschreck oder: Die Sippschaft der Zundel-Schelme. Zum 225. Geburtstag von Johann Peter Hebel*. In: *Schweizer Monatshefte* 65 (1985), S. 409–424.
- Böning, Holger, Reinhart Siegert: *Volksaufklärung. Biobibliographisches Handbuch zur Popularisierung aufklärerischen Denkens im deutschen Sprachraum von den Anfängen bis 1850*. Bd. 1: Böning, Holger: *Die Genese der Volksaufklärung und ihre Entwicklung bis 1780*. Stuttgart–Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog 1990.

³⁹ HSS II, 255.

- Driehorst, Gerd: *Erzähltechnik und Sprachgestaltung bei Johann Peter Hebel*. Marburg: Hitzeroth 1995 (Marburger Studien zur Germanistik; 17).
- Driehorst, Gerd: *Hebels Diebsgeschichten*. In: Wolfgang Brandt (Hg.): *Erzähler – Erzählen – Erzähltes*. Festschrift der Marburger Arbeitsgruppe Narrativik für Rudolf Freudenberg zum 65. Geburtstag. Stuttgart: Steiner 1996, S. 13–27.
- Faber, Richard: *Rückblick auf Johann Peter Hebel und in die Zukunft. [Hommage à Robert Minder]* In: Richard Faber, Barbara Naumann (Hgg.): *Literatur der Grenze – Theorie der Grenze*. Würzburg: Königshausen&Neumann 1995, S. 147–182.
- Franz, Kurt: *Kalendermoral und Deutschunterricht. Johann Peter Hebel als Klassiker der elementaren Schulbildung im 19. Jahrhundert*. Tübingen: Niemeyer 1995 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur; 44).
- Hirtsiefer, Georg: *Ordnung und Recht in der Dichtung Johann Peter Hebels*. Bonn: Bouvier 1968 (Schriften zur Rechtslehre und Politik; 53).
- Hopwood, Elin Mererid: *Johann Peter Hebel and the Rhetoric of Orality*. Stuttgart: Heinz 1994 (Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik; 303).
- Kawa, Rainer (Hg.): *Zu Johann Peter Hebel*. Stuttgart: Klett 1981 (LGW; 52).
- Knopf, Jan: *Die deutsche Kalendergeschichte. Ein Arbeitsbuch*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1983.
- Kully, Rolf Max: *Johann Peter Hebel als Theoretiker*. In: Carl Pietzcker, Günter Schnitzler (Hgg.): *Johann Peter Hebel. Unvergängliches aus dem Wiesental*. Freiburg i.B.: Rombach 1996 (Studeo; 3), S. 143–193.
- Lypp, Maria: „Der geneigte Leser versteht“. In: *Euphorion* 64 (1970), S. 385–398.
- Oettinger, Klaus: *Der Rheinländische Hausfreund. Zur Bedeutung der Titelfigur von Johann Peter Hebels Kalender*. In: Ders.: *Ulm ist überall. Essays und Vorträge zu Johann Peter Hebel*. Konstanz: Universitätsverlag 1990 (Konstanzer Bibliothek; 14), S. 11–26.
- Petrat, Gerhardt: *Einem besseren Dasein zu Diensten. Die Spur der Aufklärung im Medium Kalender zwischen 1700 und 1919*. München [u.a.]: Saur 1991 (Deutsche Presseforschung; 27).
- Pietzcker, Carl, Schnitzler, Günter (Hgg.): *Johann Peter Hebel. Unvergängliches aus dem Wiesental*. Freiburg i.B.: Rombach 1996 (Studeo; 3).
- Pietzcker, Carl: „Der Rheinländische Hausfreund spricht mit seinen Landsleuten und Lesern“. *Gesellige Vernunft – eine literarische Inszenierung*. In: Carl Pietzcker, Günter Schnitzler (Hgg.): *Johann Peter Hebel. Unvergängliches aus dem Wiesental*. Freiburg i.B.: Rombach 1996 (Studeo; 3), S. 103–141.
- Röcke, Werner: *Die Freude am Bösen. Studien zu einer Poetik des deutschen Schwankromans im Spätmittelalter*. München: Fink 1987 (Forschungen zur Geschichte der älteren deutschen Literatur; 6).
- Rohner, Ludwig: *Kalendergeschichte und Kalender*. Wiesbaden: Athenaion 1978.
- Rohner, Ludwig: *Kommentarband zum Faksimiledruck der Jahrgänge 1808–1815 und 1819 des ‚Rheinländischen Hausfreunds‘ von Johann Peter Hebel*. Wiesbaden: Athenaion 1981.
- Rusterholz, Peter: *Faktoren der Sinnkonstitution literarischer Texte in semiotischer Sicht. Am Beispiel von Hebels Kalendergeschichte ‚Die leichteste Todesstrafe‘*. In: Kaspar H. Spinner (Hg.): *Zeichen, Text, Sinn. Zur Semiotik des literarischen Verstehens*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1977, S. 78–124.
- Voit, Friedrich: *Vom ‚Landkalender‘ zum ‚Rheinländischen Hausfreund‘ Johann Peter Hebels. Das südwestdeutsche Kalenderwesen im 18. und beginnenden 19. Jahr-*

hundert. Frankfurt/M. [u.a.]: Lang 1994 (Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte; 41).

Vöpel, Annegret: *Der Literarisierungsprozeß der Volksaufklärung des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts. Dargestellt anhand der Volksschriften von Schlosser, Rochow, Becker, Salzmann und Hebel. Mit einer aktualisierten Bibliographie der Volksaufklärungsschriften.* Frankfurt/M. [u.a.]: Lang 1996 (Europäische Hochschulschriften; I/1568).

Wittmann, Lothar: *Johann Peter Hebels Spiegel der Welt. Interpretationen zu 53 Kalendergeschichten.* Frankfurt/M. [u.a.]: Diesterweg 1969.

3. Lexika

Adelung, Johann Christoph: *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen.* Vierter Theil. Zweyte vermehrte und verbesserte Ausgabe. Leipzig: Breitkopf 1801.

Adelung, Johann Christoph: *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen.* Zweyter Theil. Zweyte vermehrte und verbesserte Ausgabe. Leipzig: Breitkopf 1796.